

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 261.

Freitag, 23. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Windermere hatte sich, sobald es anging, zu seiner Familie gesellt. Emily litt furchtbar unter dem Schicksal, das Brigitte betroffen zu haben schien. Nach außen gab sie sich mit aller Fassung — sie wurde von tausend neugierigen Augen beobachtet — und der Erfolg ihres Gatten war nicht unabhängig von ihrem Auftreten. Aber die Nächte verbrachte sie in unruhiger Angst. Sie wurde blaß — erregbar — bei jedem Geräusch zuckte sie zusammen — erwartete immer neues Unheil.

So erachtete Windermere es für seine größere Pflicht, ihr zur Seite zu stehen, als in England für seine Partei zu wirken.

Man hatte Nizza verlassen und lebte in einem kleinen, stillen Ort in den Alpen. Die Buben — ernster und bedrückt durch Brigittes Verschwinden — hatten sich dennoch erholt. Die kleinen Mädchen, denen man nichts gesagt hatte, blühten vor Gesundheit.

Gleich nach der Wahl beabsichtigte man nach England zurückzureisen. Dem Stand der Dinge nach erwartete Windermere einen Verlust seiner Partei — und fand sich gelassen damit ab.

Da traf — am Freitag vor der Wahl — ein Brief von Ines aus Davos ein. Man hatte ihr immer noch verhehlt, was mit Brigitte geschehen. Der Briefwechsel zwischen den Schwestern war nie rege gewesen. Der benachrichtigte Arzt hatte Sorge tragen lassen, daß Zei- tungen nicht in ihre Hand kamen. Nun schrieb Ines verwundert: „Was in aller Welt macht denn Gitta? Ich denke, sie ist bei euch — nun kommt heute ein dringendes Schreiben von ihr. Sie fordert das Medaillon zurück, was sie mir vor einiger Zeit zum Aufbewahren geschickt hat. Und zwar will sie es für einen jungen Mann haben — Henry Clifford, Earl of Rudyard — Mon- plaisir bei Hyères. Ist das nicht der Sohn des Herzogs von Goyle, den ich einmal bei Bekannten von euch auf einem Gartenfest traf und für den alle Mädels wie toll schwärmten? Was hat sie denn mit ihm zu tun? Goyle ist doch Windermeres Gegenkandidat? Lebt sie bei ihm auf Monplaisir?“

„Dies“, bat Emily ihren Gatten, der gerade mit ihr am Frühstückstische saß, als die Post eintraf. „Ich vertraue meinem Verstand nicht mehr!“

Windermere überflog die Zeilen der Schwägerin — er erblickte vor Erregung — um sogleich vor Zorn zu erröten.

„Welch eine abgekartete Schusterei!“ Er ballte unwillkürlich die Faust. „Der alte Herzog — ja! Dem hätte ich es verzeihen können. Er hat den Prozeß-

iparren. Aber Henry Clifford... Henry Clifford! Für den würde ich die Hand ins Feuer gelegt haben — und nun!“

„Jedenfalls: Brigitte lebt!“

Emily sagte es sehr ruhig. Aber die Tränen liefen ihr über das schmal gewordene Gesicht.

„Ich verstehe auch Brigitte nicht — wenn sie Ines schreibt — warum nicht zu allererst — dir...“

„Ach, Liebster — man wird sie nicht haben lassen. Es geht eben doch um das Medaillon. Und jetzt erst ist sie müde — willigt in die Herausgabe.“

„Das hätte sie längst tun sollen! Was liegt an dem Ding? Und du und Holm — ihr habt euch inzwischen — zerlitten. Das fordert Sühne. Das soll der Herzog spüren.“

„Wenn nur nicht ein Irrtum seitens Ines vorliegt?“

„Ich bitte dich, Emily. Sie kennt Brigittes Handschrift — und gibt die genaue Adresse an.“

„Was willst du denn?“

„Telegramme aufgeben.“

„An?“

„Nach England — und auch an Clifford.“

„An Henry Clifford?“

„Rechenenschaft fordern.“

„Das heißt: den Gegner warnen — und Brigitte muß es vielleicht büßen.“

Frau Emily sah Gitta immer noch in elender, unwürdiger Gefangenschaft — nach dem Vorbild des Grafen von Monte Christo.

Windermere stutzte.

„Du hast recht! Auch ich werde einmal aus dem Hinterhalt zielen — und weiß Gott — treffen.“

Erst am Nachmittag sah Windermere die anderen Postfächer durch. Er entdeckte einen Brief Holms.

„Vor wenigen Stunden“, schrieb der, „hat mich Goyle verlassen. Er hat tatsächlich um dieses albernen Schmuckstückes willen die ganze Sache angezettelt. Er ist zu einer Sühne bereit, die mir erst recht bedenklich erscheint. Sagt mir, was wißt Ihr über seinen Sohn — den Earl of Rudyard? Jedenfalls lebt Brigitte und hat kein Unrecht erlitten. Ich muß Euch eines sagen: ich verstehe auch sie nicht mehr. Wenn ich nicht sogleich telegraphierte, um Euch aus der Unruhe zu erlösen, geschah es dieses verdrehten Herzogs wegen, der eine „Art“ hat, einem in seine Pläne und Absichten zu zwingen, die verblüffend ist. Ich komme mit einer Bitte. Ich folge meinem Briefe auf dem Fuße. Ladet doch diesen Clifford — er ist zurzeit auf Schloß Monplaisir bei Hyères, wo er eine Art Gesellschafter und Gefangenewart für Brigitte

abgibt), zu Euch ein. Tut, als ob Ihr nichts wißt. Stellt mich unter anderem Namen vor — Müller Müller aus Hamburg oder so. Brigitte gleicht mir nicht im geringsten, er wird mich nicht erkennen. Alles andere mündlich.“

Diesmal war es Windermere, der zu seiner Emily sagte: „Lies.“

„Da hört doch alles auf! Nun ist die Sache bereits publiz! Hätten wir doch heute morgen erst die Post durchgesehen!“

„Ach was“, machte Windermere ärgerlich. „Das ist nun ganz gut und recht. — Wann kann Holm hier sein?“

„Jeden Augenblick — und in ein paar Tagen! Er schreibt ganz unbestimmt!“

✱

Goyle sah mit Ellen und dem Grafen Albert im „Casé de la Paix“ und besprach mit der Gemahlin den Status quo des endlich übersichtlicher werdenden Falles „Brigitte Holm“. Man hatte auch Ellen den Film vorgeführt — und nicht ohne einen leisen und verzeihlichen Reiz auf die glückliche Jugend und das Glück der Jugend — hatte sie sich eingestanden, daß das Mädchen „charming“ sei. Sie habe sich immer eine Tochter gewünscht — diese, nicht umsonst gleich sie Henry, sei ihr durchaus angenehm. Sie erwähnte sogleich einige entzückende Toiletten, die sie in der Rue de la Paix gesehen habe und nicht kaufen können, weil sie nicht für ihren Typ seien. Sie werde sie Brigitte empfehlen.

Graf Albert hatte Mühe gehabt . . . sie so lange in Paris zu beschäftigen. Aber der Herzog hatte ihm geschrieben: mit jedem Mittel. So hatte er das Feuer seiner prächtigen Südländeraugen eröffnet — aber wenig Erfolg zu verzeichnen gehabt.

„Wenn man einen heiratsfähigen Sohn hat . . .“, hatte Schön-Ellen mit leiser Resignation einmal geäußert. Sie wußte, sie durfte es unbeschadet erwähnen. Wenn man aussah wie sie — was zählten da die Jahre!

Goyle erzählte freimütig, wie unzugänglich Holm anfangs gewesen — und wie er das Haus entmutigt zu verlassen im Begriff gestanden habe. Da habe Holm ihn zurückbitten lassen.

„Einerlei — ich will meine Tochter haben. Und ich will auch keinen Skandal. Es sind immer die Frauen, die am meisten zu leiden haben, wenn etwas passiert. Also: eröffnen wir die Präliminarien.“

„Gott ja — wer läßt sich einen Schwiegersohn wie Henry Clifford entgehen“, meinte die Herzogin.

„Sag' das nicht, Ellen. Der Mann hat seine Prinzipien. Und einen unbändigen Stolz. Was weiß er von Henry? Ich habe zunächst nur sein Versprechen, die Sache geheim zu halten, bis die Wahlen vorbei sind.“

„Sie sind es übermorgen. Und dann?“

„Suchen wir alle drei — er, du und ich — die Kinder auf!“

„In Hyères?“

„Auf Monplaisir. Wenn Brigitte will.“

Ellen lachte.

„Zugegeben, sie ist verliebt . . .“, erörterte der Duke nachdenklich. „Wenn sie aber nun frei wird, ändert sie vielleicht ihre Meinung.“

Die Herzogin lächelte überlegen.

„Mein Sohn . . .“

„Ja, ja — indessen Ellen — was Henry betrifft. Er — das weiß ich — wird von dieser jungen Deutschen nie mehr lassen.“

„Gott — so finde ich sie nun auch nicht.“

„Sympathien und Gefühlsurteile sind so ungeheuer individuell“, warf der Graf ein.

„Es ist die Stunde der „Neuesten Nachrichten“. Lieber Graf — daß doch der Lautsprecher angestellt wird. Ich möchte hören, was es in London gibt.“

Graf Albert gab dem Kellner einen entsprechenden Wink. Man schwieg wartend einige Minuten.

Und dann begann ahnungslos, wem er es sagte, der Lautsprecher, triumphierend schnarrend: „Das vor sechzehn Tagen auf so geheimnisvolle Weise verschwundene Mädchen, die Verwandte Lord Windermeres, Rändi-

daten der Liberalen Partei, ist, wie einwandfrei festgestellt, tatsächlich von dem als Prozeßherzog bekannten Duke of Goyle entführt worden, da derselbe durch ein im Besitz der Dame befindliches Schmuckstück . . .“ Dann zulezt: „Die junge Dame befindet sich auf dem Besitztum des Herzogs — Monplaisir bei Hyères — in Begleitung und unter dem Schutz des Earl of Rudyard, Sohn des Herzogs.“

Das Radio enthielt sich jeden Kommentars. In schöner, sachlicher Schlichtheit gab es die nackten Tatsachen. Ach — wahrlich, sie waren nicht nur naht und jeder Verschönerung entkleidet — es schien dem Herzog, als ob sie auch ihn auszögen — sozusagen bis auf den untersten Grund seiner Seele — und obwohl er wußte, daß wenige nur ihn hier kannten — ach, diese wenigen genügten!

Kein Trinkgeld der Welt würde groß genug sein, die Bedienten zu bestimmen, vor einsam sich langweilenden Gästen von dieser Situation zu schweigen. Der Herzog von Goyle läßt sich vom Lautsprecher seine eigenen Torturen erzählen.

Die Duchesse war bis in die Lippen erbلاßt.

„Henry!“

In diesem Augenblick war sie gewiß, daß sie sich werde scheiden lassen.

Um den Mund des Grafen zuckte es mutwillig.

Die Geschichte war zu komisch.

Der Duke bewahrte Haltung.

Er grübelte nur über eines: Wer? Woher?

Holm?

Nein, der hatte geschwiegen.

Wer konnte diesen schmählischen Verrat geübt haben?

Der sollte es büßen!

Indessen bestellte der Herzog geruhlos eine Tasse Kaffee.

„Welch geschmacklose Wahlmache“, sagte er lächelnd — und war nicht einmal blaß geworden.

Erst nach einer Weile verließ man in vollständiger Ruhe, ohne Eile, Aufregung oder Ärger zu zeigen, lächelnd und verbindlich das Lokal.

Im Auto fragte Ellen scharf: „Und was nun, Herzog Henry?“

✱

Man hatte die Kinder fortgeschickt und wartete auf Henry Clifford.

Holm und Windermere — Emily hatte sich zurückgezogen, sie traute sich nicht genügend Schauspielertalent zu — saßen auf der Veranda, die der Zimmersucht vorgebaut war, die man im Hotel gemietet.

Der weite See dehnte sich in kristallenem Grün vor ihnen aus. Die Berge — hier nicht sehr hoch, aber von anmutig gedehnten Linien — verschwammen ein wenig im Blau des hereindämmenden Abends.

Windermere und Holm schwiegen.

Ihre Gedanken gingen verschiedene Pfade.

Windermere war mit den Seinen in England.

Holm dachte nur an den jungen Mann, den er erwartete.

Gnade ihm Gott, diesem Henry Clifford, wenn er nicht seinen Anforderungen entsprach!

Und dann meldete man: „Der Earl of Rudyard.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Herbst.

Er zaubert lächelnd Wald und Au
Zu einem farbenschnöhen Bild.
Und manchmal weht er etwas Grau
Um alle Dinge, zart und mild.

Aus seinem goldenen Pokal
Reicht er dir wunderschönen Wein.
Und ruft dich aus dem tiefsten Tal
In seine Farbenpracht hinein.

Und manches, das dir ganz entwand,
Bringt manchmal noch der Herbst zurück.
Und führt dich wie mit sanfter Hand
Den Weg zu mildverklärtem Glück.

Franz Eingia.

Früchte und Laubgewind.

Eine Herbstgeschichte.

Von Freix Kaiser-Almenau.

Der hochgewachsene, jugendliche Mann mit den strengen, herben Zügen des Gelehrten trat in dem gleichen Augenblick aus seiner Wohnung, als draußen eine junge Dame im Begriffe war, bei ihm zu scheitern.

„Sie wollen zu mir, wie ich sehe,“ entfuhr es ihm überrascht, und er verneigte sich liebenswürdig.

„Ganz recht, sofern Sie der Schriftsteller Wolfgang Frederismart sind.“

„Dann treten Sie bitte näher, der bin ich.“

Ein verlegenes Rot überzog das Gesicht der jungen Dame, das ihre schönen, weichen Züge noch lieblicher machte.

„Aber ich sehe, ich komme ungelegen. Sie wollen gerade ausgehen.“

„Bitte, keine Bedenken. Ich freue mich, daß Sie mich gerade noch erreichen.“

Er bat sie abzuliegen und führte sie in ein trauliches, leicht angewärmtes Gemach.

„Mein Name, Grete Herder,“ erklärte jetzt die Dame, wird Ihnen völlig fremd klingen, gut erinnerlich aber ist Ihnen meine Umgebung, wie das Geschichtchen in unserer Zeitung beweist, auf das mich meine Großeltern in diesen Tagen aufmerksam machten. Sie besinnen sich darin mit launiger Frische Ihrer Koburger Soldatenzeit 1917 bei der Genesungskompagnie, wo Sie gelegentlich der Obsternte mit einem Kameraden zusammen zum Birnenpflücken zu einem Elektroingenieur abkommandiert wurden. Sie sprechen da von einer wundervollen Gartenromantik und herzlichen Gastfreundschaft und sangen bestridend den Zauber goldiger Herbsttage ein. Dieser Elektroingenieur ist niemand anderes als mein Großvater. Er hat Ihre Erinnerung so freundlich und dankbar empfunden, daß er zu mir sagte: „Nädel, weiß Gott, jetzt pflück ich eigenhändig ein paar Birnen von der Sorte, wie damals der junge Soldat, und du mußt sie mir hintragen zum Zeichen, daß auch bei mir noch die Treue des Gedens ist!“

Wolfgang Frederismart hatte mit steigender Spannung zugehört.

„Das ist ja prachtvoll!“ sagte er jetzt. „Nun kann ich mir auch die Schwere des kleinen Kartons erklären, den Sie draußen abstellten.“

Er erhob sich, holte ihn herein und war beim Öffnen überrascht, seinen Inhalt so sinnvoll ausgeschmückt zu finden. Rotes Weinlaub bedeckte die vollstigen, großen Früchte, und auf einem Zettel hatte eine zitterige Hand die Worte gereiht:

„Ich bin schon lange nicht mehr in die Bäume gestiegen. Für Sie hat's der Alte noch einmal getan!“

Für Augenblicke stand Wolfgang Frederismart ergriffen. Dann nickte er leuchtenden Auges seinem Gast zu.

„Die Birnen sind von Ihrem Großvater, aber das Laubgewind von Ihnen!“

„Woher wollen Sie das wissen?“ lächelte bescheiden das Mädchen.

„Weil Sie jung sind und Jugend schwärmerisch ist!“

Nun zog es verlegen und beglückt über ihre Wangen wie der Widerschein herbstlichen Purpurs.

Wolfgang Frederismart nahm das rote Weinlaub und legte es zu einem Kranz auf die goldgelbe Decke seines Tisches.

Die Mädchenaugen feierten in stillem Glanz mit den seinen am ausdrucksvollen Schmutz, und als sich ihre Blicke trafen, da stieg aus der Tiefe der Herzen eine Lebensseligkeit von nie empfundener Stärke, strömte ineinander über und keins konnte sagen, wer der reichere Beschenkte war.

Frederismart holte jetzt Gläser und Wein, füllte sie und hob das seine dem blonden Mädchen entgegen:

„Ich weiß dem edlen Spender keinen besseren Gruß und Dank zu sagen, als daß ich mit meinem Entel auf gute Freundschaft trinke!“

Hell und rein klangen die Kelche aneinander. Dazu spiegelte sich die Herbstsonne blühend darin und flutete ihr goldenes Licht über Menschen und Laubgewind.

„War es nicht schwer, mich zu finden in diesem entlegenen Kleinstadtwinkel, Fräulein Herder?“

„Ach, nein, die Zeitung gab uns Ihre Adresse. Dazu haben wir Verwandte hier, bei denen ich für einige Tage bin.“

„Dann müssen wir unbedingt einmal durch die bunten Wälder gehen. Ich habe sowieso niemanden, der mit mir wandert.“

Sie nickte voll Freude und zeigte eine Hingabe an seine Worte, als würde ihr hier die Glücksbotschaft ihres Lebens.

Aber auch Wolfgang Frederismart war in seinem Herzen zunehmend stärker berührt von dieser liebreizenden Menschentopse. Der Wein verperlte und Stunden verflogen über der schönen Harmonie ihres Zusammenseins. Und als sie schieden, geschah es unter dem schimmernden Stern ihres Versprechens auf den übernächsten Tag. Von nun an war ihnen die Welt im prunkvollen Herbstschmuck nichts anderes mehr als machtvollstes Symbol ihrer bunten Lebensträume.

Estelle Floris.

Eine flämische Geschichte
von Hans-Eberhard v. Besser.

Mit schwerem Hall verkündete die Turmuhr der Kathedrale die volle Stunde. Tief hinein tönten die dumpfen Schläge in das Gewirr der winfligen Gassen Antwerpens, ruhten in festumdenlangem Nachhall über dem jachigen Durcheinander der hochgiebeligen Häuser.

Estelle Floris zuckte unmerklich zusammen und schaute schwermütig und mit einem feinen Neben um den weichen Mund in das bunte Treiben der Gasse hinunter. Dort ging das Leben vorüber, tagaus-tagein und die Uhr der Kathedrale schlug, trug Stunde auf Stunde hinweg. Und immer wieder grub jede verhuschende Lebensstunde eine Schmerzhaft harte Spur in ihre Seele. Vier Jahre waren dahingeeilt, seit Quintin Messis auf und davon gegangen.

Das zarte feingliedrige Mädchen in dem fleischamen Atlasmieder bog den Kopf ein wenig zurück, die blonden, schweren Zöpfe sanken nieder, umflimmert von Sonne.

„Estelle!“

Die Stimme des Vaters ließ das Mädchen zusammenfahren.

„Ja, Papa?“

Michael Floris, der Maler, stand auf der Schwelle des Ateliers.

„Komm einmal herein, Kind, sieh nur mal, hier ist soeben ein Bild angekommen, es ist nicht gezeichnet; ich habe keine Ahnung, von wem es ist, noch weniger weiß ich, was ich damit tun soll. Ein prachtvolles Gemälde, von eines Meisters Hand.“

Leichtfüßig betrat Estelle das große Atelier, hell floss das Licht durch die hochbogigen Fenster. Eine farbenfrohe, südländische Landschaft stand auf der Staffelei, fremdartiges, heißes Leben blühte aus ihr empor. Der alte Meister ging immer wieder prüfend um das Bild herum, er murmelte zufrieden vor sich hin, dann schüttelte er wieder den Kopf, was sollte er nur mit dem Gemälde beginnen, ohne nähere Erklärung war es früh am Morgen abgegeben worden.

„Sonderbar“, sagte Estelle, auch sie konnte sich die Sache nicht recht erklären. Sollte es ein Geschenk sein? Doch wer schenkte einem bekannten Maler ein Bildnis?

Da trat eine Magd in das Atelier und meldete Kuno Burleba. Der Maler senkte den Kopf und das Mädchen sah starr vor sich hin. Der reiche Patrizier kam, um die Entscheidung zu hören, die so unsagbar schwer war. Hilfesuchend blickte die Tochter auf den Vater, doch der hatte sich in einer Ecke des Raumes mit Pinsel und Palette zu schaffen gemacht. Schweigend verließ Estelle das Atelier.

Der alte Meister blickte auf, als die Tür sich schloß. Tiefe Falten umzogen seinen Mund, Enttäuschung und leise Bitterkeit, sein Auge schaute unsicher und grübelnd. Handelte er recht? Quintin Messis, den Waffenschmied, der Fänger und Rüstzeug, Schwerter und Kettenhemden schuf, hatte er abgewiesen. Die Tochter eines Floris konnte ihre Hand nicht einem Waffenschmied geben, nur ein Künstler durfte sie heimführen! Vier Jahre waren vergangen, und er wäre ein Tor, sähe er nicht, daß das Herz seiner schönen Tochter noch immer für den redenhatten Messis schlug, daß sie ihn noch immer nicht vergessen. Auch Kuno Burleba war kein Freier nach seinem Herzen, er besaß Kunstverständnis, hatte eine Bildergalerie in seinem Hause, die sich sehen lassen durfte, doch er war kein Künstler.

Der Maler stand schnell auf und ging mit großen Schritten in dem Raume auf und nieder. Durfte er Estelle das Glück der Ehe vorenthalten? Er hatte schon einmal alles verboden, und Jahre waren vergangen, Leid hatte er ihr angetan. Er mußte nun still sein, mußte sich fügen, Estelle sollte entscheiden. Sie war ein echtes Flamentkind und würde schon das Rechte tun. Es war schwer und bitter, wie gern hätte er sein Kind einem Maler von Ruf, einem Großen in der Kunst gegeben.

Er senkte den grauen Kopf und trat an das Fenster. Bieleicht war es am besten so. Dann wich der stille Vorwurf aus Estelles blauen Augen, das verborgene Herzleid aus ihrem Blick. Da reckte sich der Maler auf, Kuno Burleba verließ das Haus, Enttäuschung und Niedergeschlagenheit prägte sich in seinen Zügen aus. Also doch! Estelle hatte den Geliebten noch nicht vergessen, ihr Herz hing noch an dem Waffenschmied. Michael Floris bis sich auf die Lippen.

Er schloß die Tür, er wollte seinem Kinde nicht in die Augen sehen. Sie hatte sich nicht entschließen können, den seit vier Jahren

Berschollenen aufgeben, das traf ihn. Er hatte zu arbeiten, und jeder im Hause wußte, daß dann das Atelier bis zum Abend verriegelt war. Nur Estelle sieht nicht sehen, sein blondes Kind mit den schwermütigen Augen.

Michael Floris stürzte sich in die Arbeit, er überhörte geflüstert jedes zaghafte Böden, erst als das Licht zu sterben begann, hörte er auf. Da klopfte es wieder, der Maler öffnete. Aber statt Estelle stand ein Mann in langem Mantel, eine Larve vor dem Antlitz vor ihm. Dämmerung umgab die Gestalt, Floris fuhr zurück, da war der Fremde schon eingetreten und hatte die Tür geschlossen.

„Keine Furcht, Meister, ich führe nichts Böses im Schilde. Ein kleiner Künstlerscherz, ich sandte Euch heute mein neuestes Bild, Ihr sollt raten, von wem es ist.“

Floris lächelte — er begriff, ein fremder Maler war nach Antwerpen gekommen und machte sich einen kleinen Spaß mit dem alten Meister, gewiß ein ehemaliger Schüler. Er betrachtete wieder kritisch das Bild, Namen gingen ihm durch den Sinn, doch er wollte keinen nennen.

„Das Bild ist ein Meisterwerk, der es malte, ist ein echter Künstler, er hat Malerblut in den Adern, guter Freund, sagt mir, wer war Euer Lehrer, vielleicht kann ich dann erraten.“

Der Fremde lächelte, sein energisches Kinn unter der Halbmaske schimmerte hart und entschlossen im verschwundenen Licht.

„Es ist eine kleine Geschichte, die ich berichten muß, wenn ich Euch von meinem Lehrer erzählen will. Hört also, Meister! Eine Nacht in Rom, schwül und mondlos. Ich wandere von der Unruhe meines Herzens getrieben durch die Gassen, da — ein Schrei. Ich sehe zwei Banditen einen vornehmen Mann überfallen, dieser zieht den Degen, er weiß ihn zu führen, doch im entscheidenden Augenblick bricht der Stahl. Vermutlich keine Antwerpener Arbeit.“ Der Mann lächelt eigen. „Ich ziehe den Degen und bin im Nu heran, sechste nach meiner Art, und Sekunden später liegen zwei an der Erde, und der Fremde dankt mir in überschwenglicher Weise. Ich war ein armer, umherirrender Teufel, ging mit dem Manne, er war Maler, hieß Raffael! Er unterrichtete mich zum Dank für meine Tat, als ich mich einmal heimlich versucht, weil ich Maler werden mußte. Ich wollte nicht, doch ich mußte, Meister! Dies Bild, Ihr findet es gut, ich schuf es. Es ehrt seinen Lehrer, meine ich, und den, der es malte, den kennt Ihr genau.“

Mit einem Rud riß der Fremde die Maske herunter, das scharf geschnittene Gesicht Quintin Messis, von letzter Abendglut umleuchtet, starrte dem zurückweichenden Floris entgegen.

Quintin Messis, Maler, Künstler, Freund, willkommen! „Preis sammelte es, doch da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, mit einem Jubelschrei stürzte Estelle herein, sie warf sich dem Manne in die ausgebreiteten Arme. Glückhafte Worte flügelten über ihre Lippen, Tränen rannen über ihre Wangen.“

„Ich habe alles gehört, ich habe dich ja sofort erkannt, als ich dich kommen sah, deinen Gang kenne ich doch. Unter Tausenden fände ich dich heraus, Quintin, Geliebter, oh Vater.“

Der Meister hatte sich still entfernt. Der Abend verlorbete in den Scheiben; die Kathedrale ließ ihr sieghaftes Geläut ertönen, und zwei Herzen klangen ineinander in reiner, gottumrauschter Lebensharmonie.

Und ganz Plandern war auf den Beinen, als die Beiden Hochzeit hielten.

Neue Bücher

„Paul von Hindenburg als Mensch, Staatsmann, Feldherr“ von Erich Marks und Ernst von Eisenhart-Rothe, herausgegeben im Namen der Hindenburg-Spende von O. Karstedt. (Verlagsanstalt Otto Stollberg, G. m. b. H., Berlin SW. 11.) Den Menschen und den Staatsmann Hindenburg schildert Erich Marks, der Altmeister historischer Forschung, der Biograph Wilhelms I. und Bismarcks. Den Feldherrn Hindenburg veranschaulicht aus der Fülle des Miterlebens im Weltkrieg der General der Infanterie Ernst von Eisenhart-Rothe. Mit bewundernswerter Folgerichtigkeit treten die gleichen menschlichen Züge in dem Feldherrn wie in dem Staatsmann Hindenburg zu Tage, und es ist nicht ohne besonderen Reiz zu verfolgen, wie sich die Grundlinien seiner dem Staatsganzen dienenden politischen Einstellung schon bei dem Feldherrn Hindenburg zeigen. In eindringlicher und überwältigender Klarheit aber erwacht dann der Staatsmann Hindenburg aus der hinreichenden Schilderung von Erich Marks, der aus einer Fülle besonderer Quellen schöpfen durfte. Vertieft wird die Schilderung durch eine Chronologie der siebenjährigen Reichspräsidentenschaft Hindenburgs, die gleichsam die Belege erbringt für die in den ganzen Jahren von Hindenburg folgerichtig durchgeführten Präsidial-Politik. In diesem Teil wird das Wort in reizvoller und fesselnder Weise durch etwa 150 Bilder ergänzt. So ist

das Buch auch ein besonders bemerkenswerter Beitrag für die zeitgenössische Geschichts- und Staatenkunde. In seinem Geleitwort spricht Ministerialrat Dr. Karstedt, der Herausgeber, für Rat und Tat bei dem Zustandekommen des Wertes im besonderen auch dem Staatssekretär des Reichspräsidenten, Dr. Weiskner, seinen Dank aus. Das Werk ist ein Festbuch zum 85. Geburtstag des Reichspräsidenten.

* Th. W. Elberghagen: „Amfortas“, Roman eines Sangesfürsten. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Der Lebensroman des weltberühmten Baritonisten Theodor Reichmann, der Ende des vergangenen Jahrhunderts das hervorragendste Mitglied der Hamburger, Münchener und Wiener Opern war. Theodor Reichmann wurde überall, ganz besonders aber in Bayreuth, wo er von der ersten Aufführung an bald zwei Jahrzehnte lang den Amfortas verkörperte, wie selten ein Künstler gefeiert und geehrt. „Sangesfürst“ nannte ihn Frau Cosima Wagner, und Richard Wagner schenkte ihm nach einer Tannhäuser-Aufführung eine kostbare Harfe. Seiner späteren Braut, Therese Malten, die ihm sagt: „Reichmann, Sie wollen mit sich einen Menschen in die Welt stellen, den diese Erde weder vertragen noch verstehen kann“, antwortete er: „Das kann man nicht behaupten, wenn man es nicht versucht hat“. Und er versucht es, vollbringt's und geht daran zugrunde. Das ist das Geschehen und die Tragik in diesem Roman. Der von dem begabten jungen Erzähler Th. W. Elberghagen mit ehrlicher Begeisterung verfaßte Roman reißt den Leser mit, ganz gleich, in welchem Umfange er sich für Musik interessiert.

* „Deutscher Almanach für das Jahr 1933.“ Mit Beiträgen von E. G. Kolbenheyer, Leopold Ziegler, Hans Künkel u. v. a. (Verlag Philipp Reclam jr., Leipzig.) Auch die neue Ausgabe des „Reclam-Almanach“ für 1933, die loben erlächelt, wahr bei aller Buntheit und Vielseitigkeit der Beiträge das hohe Niveau und die geistige Linie der Vorgänger. Die große Tradition der Jahrbücher aus der klassischen Periode wird hier in neuer, durchaus zeitgemäßer Form fortgesetzt. Führende Geister unseres kulturellen Lebens geben in größeren Originalbeiträgen die gedankliche Durchdringung unserer geistigen Lage: E. G. Kolbenheyer schreibt über die neue „Deutsche Freiheitsidee“, Leopold Ziegler, der bekannte Philosoph und Goethe-Preisträger, behandelt in einem großangelegten programmatischen Aufsatz „Der Mut zur Bewußtheit“ die tiefsten Fragen und Räte der Zeit; Prof. Eduard Spranger schreibt über den „pädagogischen Genius“, wie er sich in Sokrates, Pestalozzi und Froebel manifestierte und auch der großen Erziehungsaufgabe der Gegenwart voranleuchten muß; Prof. Heinz Kindermann gibt in umfassendem Überblick die Linie der Entwicklung der modernen Literatur vom Expressionismus bis zur neuesten Strömung der „Idealistischen Sachlichkeit“. Neben den Denkern stehen die Dichter: größere Novellen der jungen Autoren Hans Künkel, A. Artur Kuhnert, Wilhelm Stolzenbach, Gedichte von Ruth Schaumann, Max Reuschle, Th. Kramer, G. Zernatto und W. Brodmeier. Zum 70. Geburtstag Gerhart Hauptmanns schreibt sein Freund und Jünger Hans v. Hülfs über die Stellung des Dichters zum deutschen Volk. Der neue Reclam-Almanach gibt nicht nur höchst anregenden Lesestoff, sondern auch einen Durchschnitt durch die aufbauenden Kräfte der Zeit.

* „Rheinischer Volkskalender für 1933.“ Ein rheinisches Jahrbuch, begründet von J. Falk III. im Jahre 1877. (Verlag von J. Falk III. Söhne, G. m. b. H., Mainz.) In würdiger Weise reiht sich der im Verlage von Johann Falk III. Söhne als 56. Jahrgang erscheinende „Rheinische Volkskalender für das Jahr 1933“ seinen Vorgängern an. Wie in den Vorjahren ist der Kalender auch heuer mit reichem Bilder Schmuck ausgestattet, der sowohl die Kunst vergangener Zeiten wie manchen interessanten modernen Vorfur vor Augen führt. Aus dem reichen Inhalt erwähnen wir das Anfangsgeheimnis von Fritz Nibel „Quo vadis“ (Wohin gehst du?), einen Mahnruf an das deutsche Volk, dem der alte Mitarbeiter im Kalendarium und im Text noch mehrere poetische Darbietungen, sowie zwei volkstümliche Erzählungen: „Der stille Hof“ und „Die falsche Fährte“ folgen. Es reihen sich sodann im Text an zahlreiche interessante illustrierte Beiträge: u. a. eine Abhandlung über „Mittelalterliche Malerei in Rheinhessen und im Rheingau“ von Dr. Rudolf Busch. Dem unterhaltenden Teil trägt Johannes Falk mit seiner fesselnden Erzählung „Seine Madonna“ Rechnung. Der unterhaltende Teil wird mit einer lustigen Geschichte des rheinischen Dichters Jörg Nibel: „Der Schneider von St. Goar“ beschlossen, der die politische Rundschau folgt. Daß auch der Humor mit der Wiebergabe von Anekdoten aus alter und neuer Zeit, Scherzen usw. seinen Platz gefunden hat, soll nicht unerwähnt gelassen werden.